

Wolfgang Beck

Neues Gesicht – in altem Format?

*Vom Einstieg als Sprecher des »Wort zum Sonntag«
in der ARD*

**Erfrischend unvoreingenommen erzählt
einer der Sprecher des »Wort zum Sonntag«
von seinen Erfahrungen mit diesem
wohl bekanntesten Format, das Kirche
im Fernsehen zeigt. Ein Blick hinter die
Kulissen eines echten Fernseh-Insiders.**

Der Einstieg ist steil: Eine Woche, nachdem Papst Benedikt XVI. das »Wort zum Sonntag« anlässlich seiner Reise nach Deutschland übernommen hat, stehe ich im NDR-Studio in Hamburg vor der Fernsehkamera, um mein erstes »Wort zum Sonntag« aufzunehmen. Einige Wochen ist es seit der Anfrage her, in diesen Bereich kirchlicher Präsenz in den Medien einzusteigen. Da gab es Anfragen von kirchlichen Rundfunkbeauftragten. Da gab es ein verdecktes Auswahlverfahren unterschiedlicher Kandidaten. Da gab es die Verteilungsüberlegungen der verschiedenen Sprecher und Sprecherinnen unter den Rundfunkanstalten der ARD.

Aber vor allem gab es eines, nämlich die Frage: Will ich das überhaupt?

Das »Wort zum Sonntag« ist ein Fernsehformat, zu dessen Zuschauern ich selbst nie gehört habe und das ich eher mit den Generationen meiner Eltern und Großeltern assoziieren würde. Es gehört zu den »Dinosauriern im Deutschen Fernsehen«¹ und ist nach der »Tages-

schau« die älteste deutsche Fernsehsendung überhaupt. Ich kenne auch die Witze über das »Wort zum Sonntag« und die Geschichte, dass die Wasserwerke während der wenigen Minuten der Sendung auf größeren Wasserverbrauch eingestellt sind. Das »Wort zum Sonntag« ist für viele der Inbegriff für die übliche kirchliche Langeweile und den Status quo der durch Konkordate abgesicherten großen Kirchen.² All das lässt mich vor der Anfrage, in die Reihe der Sprecherinnen und Sprecher einzutreten, eher zurückschrecken. Erst der Hinweis auf die Zuschauerzahlen überzeugt mich. Die Chance, wöchentlich etwa eineinhalb Millionen Menschen mit der christlichen Botschaft zu erreichen, lässt auch mich nicht unberührt. Und immer wieder wundere ich mich, in den Wochen nach der ersten Sendung zu dieser neuen Aufgabe Gratulationen zu bekommen.

Ich muss gestehen: Ich habe kein Bewusstsein dafür, dass es eine Auszeichnung sein könnte, zum Team der SprecherInnen zu gehören.³



Wolfgang Beck, Dr. theol., ist Pfarrer und als Hochschulseelsorger tätig. Seit September 2011 ist er einer der Sprecher des »Wort zum Sonntag«.

Eher ist da die Sorge, dass sich das sehr klassische Image der Sendung auf mich übertragen könnte. Und da gibt es auch den Gedanken: Man könnte das alles vielleicht doch ganz anders machen.

Reichlich Tradition – »at its best«

Doch schon die Erfahrung, dass sich der für die Sendung übliche Dresscode nicht einfach und schon gar nicht erfolgreich hinterfragen lässt, führt mir vor Augen, dass niemand so leicht die Richtung eines Tankers ändert. Schon an diesen äußerlichen Dingen wie der Kleiderordnung wird erkennbar, wie sehr das Sendeformat der kirchlichen Verengung auf wenige gesellschaftliche Milieus entspricht. Und selbst wenn diese sich nachweislich weiterentwickeln und fließend sind,⁴ das »Wort zum Sonntag« scheint aufgrund seines Erscheinungsbildes und seines Stils⁵ ganz und gar in traditionellen Milieus verhaftet zu sein.

Als im Jahr 2011 die ARD für ihr Programm am Samstagabend ein Sportpaket mit der Übertragung von Box-Kämpfen erwirbt, entsteht eine groteske Situation: Das Programm wird häufiger durch die Abfolge »erst »Wort zum Sonntag«, danach Boxen« bestimmt sein. Durch die üblichen Verzögerungen des Programms werden also Zuschauer in das »Wort zum Sonntag« geraten, die sicher nicht zur angenommenen Zielgruppe gehören. Die Analyse im Umfeld des »Wort zum Sonntag« ist eindeutig: Das ist ein Problem! Niemand scheint darin eine Chance zu erkennen, die üblichen Zuschauerkreise in ihrer Milieuverengung aufzubrechen und den traditionellen Stil zu hinterfragen.

Auf diesen eher traditionellen Stil lasse ich mich nun ein. Als neuer Sprecher rufe ich also keine Palastrevolution aus, sondern kaufe mir

zwei neue Anzüge. Mehr noch: Ich bin regelrecht fasziniert von der Herstellung der Beiträge – von Aufwand und Professionalität: Mehrere Tage vor dem Sendetermin werden in Telefonkonferenzen mit Rundfunkbeauftragten und RedaktionsmitarbeiterInnen Themen erörtert und Textentwürfe besprochen. Das *Procedere* ist durch einen sehr hohen Arbeitsaufwand bestimmt. Und immer wieder, wenn ich von Bekannten gefragt werde, wie frei ich eigentlich die Inhalte des »Wort zum Sonntag« als Sprecher bestimmen dürfe, denke ich an diese anspruchsvolle Genese jeder einzelnen Sendung. Dabei fällt mir auf, dass es keinerlei noch so dezente Einflussnahme durch meine Vorgesetzten gibt. Und ich frage mich: Welches Wirtschaftsunternehmen würde wohl einem einzelnen Mitarbeiter solches Vertrauen entgegenbringen? Diese Freiheit des Arbeitens, die ich auch in vielen anderen pastoralen Feldern beobachte und sehr schätze, erzeugt bei mir immer wieder Erstaunen. Obwohl den großen Kirchen mit dem »Wort zum Sonntag« ein Instrument geschenkt ist, mit dem sie bei jeder Sendung mindestens eine Million Menschen erreichen können, gibt es zumindest für mich nach keiner Sendung eine Rückmeldung durch Vorgesetzte. Es dürfte kaum eine Fernsehproduktion geben, die derartig frei ist von inhaltlicher Beeinflussung der verantwortlichen Institutionen. Inwieweit sich hierin eine beeindruckende Freiheit der Kirche zeigt, die sich selbst gar nicht als »Kirche der Freiheit« bezeichnet, oder eben doch nur das Desinteresse an ihrer eigenen gesellschaftlichen Präsenz, wird wohl nur schwer zu klären sein. Anders ist es da auf der Seite des Fernsehsenders: Hier können vor der Sendung selbst Redaktionsvoluntäre noch inhaltliche Anmerkungen zu den aktuellen Entwürfen anbringen. Und ich merke, worin die eigentliche Kompetenz für SprecherInnen liegen muss: Hier geht es nicht nur um Eloquenz oder

mediale Präsenz des Einzelnen, schon gar nicht um theologische Brillanz oder zeitanalytischen Scharfsinn. Nein, das Wichtigste, was ein Sprecher wohl mitbringen muss, ist die Gelassenheit im Umgang mit Kritik und Änderungen an seinen Entwürfen. Denn ein »Wort zum Sonntag« ist zumindest in der Vorbereitung stärker als jede Predigt Teamarbeit. Und das heißt für mich als Sprecher: immer wieder die nötige Gelassenheit aufbringen, da diese bis zum Einspielen des Entwurfs in den Teleprompter bis an ihre Grenzen getestet wird. Zugleich genieße ich aber auch diesen grundlegenden Unterschied zur Predigtvorbereitung. Da es weder eine biblische Textvorlage oder andere Anhaltspunkte gibt, ist die Frage nach aktuell relevanten Themen in der Gesellschaft zentral. Sich hierüber im Vorbereitungsprozess mit Anderen auszutauschen ist hilfreich, produktiv und kreativ. Dieser Prozess ist da, wo er gelingt, eine Chance zu einer Haltung der »offenen Verkündigung«⁶ zu gelangen, in der Brechungen, Meinungsvielfalt und Uneindeutigkeit vorkommen und kreativ umgesetzt werden. Dieser Prozess birgt da, wo er misslingt, jedoch auch die Gefahr, eine »geschlossene Verkündigung« zu erzeugen, indem er zur einfachen Glättung von bestehenden Differenzen und eigener Unsicherheiten verkommt. Vielleicht ist es dieser anspruchsvolle Abstimmungsprozess im Team, der guten Predigtvorbereitungen meist fehlt. Beim »Wort zum Sonntag« hält dieser anspruchsvolle Prozess bis zur Aufnahme an.

Die Suche nach dem Risiko jeder Verkündigung

Während der Aufnahme der Sendung gibt es ein Gerät, das für mich jedoch eines der grundlegenden Probleme dieser Form der Verkündigung symbolisiert: den Teleprompter. Dieser Mo-

nitor, der unter dem Kameraobjektiv montiert ist und den Text zum Ablesen anzeigt, ist der Garant dafür, dass Formulierungen und Zeitvorgaben eingehalten werden. Er gibt Sicherheit, den Sprechern, noch mehr aber vielleicht all jenen hinter der Kamera und in der Regie. Und ich merke, dass genau diese Sicherheit verführerisch ist. Denn Sicherheit korrumpiert jede Form der christlichen Glaubensverkündigung. Deshalb braucht es in der Homiletik den *homiletic turn* zur gut vorbereiteten, aber doch frei gehaltenen Predigt. Erst so erfährt die Homiletik eine Dramaturgie,⁷ wird zur bewegten und damit bewegenden Sprache. Doch wird es dabei für das »Wort zum Sonntag« um mehr gehen als um den Verzicht auf Teleprompter und feingeschliffene Entwürfe. Es wird darauf ankommen, in vielen Details eine Risikobereitschaft auszudrücken. Eine Glaubensverkündigung lässt sich nie (!) ohne Risiken praktizieren. Sie muss das Risiko beinhalten, dass ihre Subjekte sich bis auf die Knochen blamieren. Sie muss das Risiko eingehen, dass mit ihren Worten Konflikte entstehen. Sie muss das Risiko eingehen, nicht von allen gemocht und geliebt zu werden. Mir scheint die Form des »Wort zum Sonntag«, wie ich sie kennengelernt habe, ziemlich genau das Gegenteil dieser Bereitschaft zum Risiko zu sein: Es polarisiert möglichst wenig. Es ist bis hinein in seine Ästhetik harmonisierend und dezent. Es geht kein Risiko ein und ist damit Ausdruck einer entsprechenden pastoralen Grundhaltung. So kommt es pastoral gerade auf eine zunehmende und zu etablierende Kundschafter-Mentalität an, die Aufbrüche wagt,⁸ Neues sucht und: Risiken eingeht!

Das Ergebnis einer risikoscheuen Verkündigung ist indes nicht, dass sie von schlechter Qualität wäre. Sicher nicht. Sie ist gut, manchmal sogar sehr gut. Ihr Problem ist nicht die Qualität. Ihr Problem ist, dass sie irrelevant ist. Gerade in

einem medialen Umbruch von der Information zur Meinung,⁹ ist der persönliche Einsatz und das damit verbundene Risiko unerlässlich.

Und was bedeutet das für die Kirche und für eine Fernsehsendung?

Es bedeutet, dass das »Wort zum Sonntag« zwar als Klassiker bekannt ist wie kaum etwas anderes. Dass es aber zugleich kaum sichtbar ist: »Dramatisch ist der Befund, dass man Kirche in der Gesellschaft jenseits der loyalen Kirchgänger und Klischees (»altes Muttchen«) schlichtweg nicht wahrnimmt. Sie (die Kirche, WB) hat einen – im Vergleich zu Wirtschaftsunternehmen phantastischen und schier unerreichbaren – Bekanntheitsgrad von 100%, aber sie ist für viele, die nicht nahe bei der Kirche stehen, im Alltag nicht sichtbar.«¹⁰

Doch welche Schlussfolgerungen legen sich aus dieser Unsichtbarkeit der Kirche nahe? Zunächst legt sich die Wahrnehmung aller nur möglichen Gelegenheiten zur öffentlichen Präsenz der Kirche nahe. Carsten Wippermann verweist jedoch zu Recht auch darauf, dass diese Präsenz nur dann einen Wert hat, wenn sie auch über ein Überraschungsmoment verfügt, mit der die angenommene Totalidentifikation der katholischen Kirche mit den traditionellen Milieus überwunden wird. Dieses Element der Überraschung baut »auf jeden Fall auf stilistische[r] Öffnung und missionarische[r] Zurückhaltung«¹¹ auf.

Nun wird niemand dem »Wort zum Sonntag« in der ARD einen unangenehmen missionarischen Zug unterstellen können. Hierin erfüllt es gesellschaftliche Erwartungen. Hinsichtlich seiner stilistischen Ausrichtung jedoch wird man sagen müssen, dass es wohl in der Art seiner optischen Gestaltung für viele Menschen ein Inbegriff kirchlicher Langeweile ist.

Was dabei für andere pastorale Orte, wie citypastorale Angebote, gilt, lässt sich auch auf mediale Verkündigung übertragen: Es genügt nicht,

gegenüber der Umwelt eine Kontrastidentität zu konstruieren und sich als Alternativangebot zu gerieren. Matthias Sellmann hat dies in einer scharfen Analyse der verschiedenen Konzepte der Citypastoral festgestellt.¹² Da werden in hektischen und betriebsamen Kontexten von der Kirche »Oasen der Ruhe« angeboten, die ihr Umfeld desavouieren, indem sie es zur Wüste erklären. In Analogie zur Citypastoral wird auch beim »Wort zum Sonntag« die kirchliche Verkündigung auf eine Kontrastidentität zur sie umgebenden Programmgestaltung reduziert: Hier geht es langsam und wohlformuliert zu statt flapsig und gut gelaunt; hier gibt es nur eine Kamera statt hektischer Bilderwechsel; hier werden bildungsbürgerliche Ideale zelebriert. Doch in alldem entsteht jene Nähe zum Kitsch, wie sie Andachtsartikel in einem Kirchenladen in hektischen bundesdeutschen Innenstädten haben.

Kirchliche Fremdheits- erfahrungen – vom Insider!

Ich fühle mich dabei, wie in vielen pastoralen Handlungsfeldern, als Theologe und Pfarrer mit 38 Jahren fremd. Schon aufgrund meines Alters, vielleicht auch aufgrund anderer Milieukennzeichen, habe ich mich bei meiner pastoralen Arbeit selbst in einer städtisch geprägten Kirchengemeinde in der Regel in mir fremden gesellschaftlichen Milieus zu bewegen. Es mag zu den erforderlichen Kompetenzen von Pfarrern gehören, eine milieuübergreifende Präsenz zu leisten.

Am deutlichsten mag dies in der Funktion als Präses von »Kolpingfamilien« sichtbar sein, in der bei den meisten Veranstaltungen alle Anwesenden meine Eltern oder Großeltern sein könnten. Weit stärker als bei früheren Generationen gehört es gegenwärtig zu den Anforde-

rungen an Pfarrer und pastorale MitarbeiterInnen diese permanenten Fremdheitserfahrungen in einer überalterten und milieuverengten Kirche auszuhalten und in ihnen gestalterisch tätig zu sein. Diese Kompetenz ist unabdingbar und Ausdruck von systemischer Intelligenz. Und

doch wäre es tragisch, als Kirche von diesem Fremdheitserleben nicht auch profitieren zu wollen. Es könnte jenes Irritationspotenzial darin stecken, mit dem zumindest eine punktuelle Überwindung der sie bestimmenden Milieuverengung möglich sein könnte.

¹ David Hober/Bernd Merz/Bernhard Nellessen, Vorwort, in: Dies. (Hg.), *Ungehaltene Worte zum Sonntag. Von Prominenten zum 50. Geburtstag*, Würzburg 2004, 10.

² Vgl. Lee Strobel, *Beim Wort zum Sonntag schalt' ich ab. Die Welt eines Kirchendistanzierten verstehen*, übers. v. Margit Lange, Wiesbaden 1995.

³ Vgl. zur Bestimmung des SprecherInnenkreises: Ruth Ayaß, »Das Wort zum Sonntag«. Fallstudie einer kirchlichen Sendereihe, Stuttgart 1997, 81 ff.

⁴ Carsten Wippermann, *Mileus in Bewegung. Werte, Sinn, Religion und Ästhetik in Deutschland. Das Gesellschaftsmodell der DELTA-Mi-*

lieus als Grundlage für die soziale, politische, kirchliche und kommerzielle Arbeit, Würzburg 2011.

⁵ So gilt das »Wort zum Sonntag« Ruth Ayaß als eine der letzten Basen des Erzählens. Vgl. Ayaß, *Fallstudie*, 205.

⁶ Jörg Seip, *Offen predigen. Lust und Natalität der Deutung*, in: Bernhard Spielberg/Astrid Schilling (Hg.), *Kontroversen. Worum es sich in der Seelsorge zu streiten lohnt*, Würzburg 2011, 254–260, 256.

⁷ Vgl. Martin Nicol, *Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik*, 2. korr. u. überarb. Aufl., Göttingen 2005.

⁸ Vgl. div. Beiträge in: Philipp Elhaus/Christian Hennecke (Hg.),

Gottes Sehnsucht in der Stadt. Auf der Suche nach Gemeinden für Morgen, Würzburg 2011.

⁹ Bernd Hagenkord, *Die Kirche und die Medien. Eine spannungsvolle Beziehung*, in: *evangel Magazin für missionarische Pastoral* 2 (3/2011) 29–31.

¹⁰ Wippermann, *Mileus in Bewegung*, 16.

¹¹ Wippermann, *Mileus in Bewegung*, 18.

¹² Matthias Sellmann, »Der Stadtaffe muss die Stadt im Blut haben« (Peter Fox). Selbstbilder der Citypastoral in pastoraltheologischer Perspektive, in: Elhaus/Hennecke (Hg.), *Gottes Sehnsucht*, 185–195.